

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 25 (1921)

Artikel: Brief aus Welschland
Autor: Widmer, Johannes
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573116>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Brief aus Welschland.*)

Von Dr. Johannes Widmer, Genf.

Beginnen wir unser Sendschreiben einmal damit, daß wir unsere Photos auf dem Arbeitstische auslegen und zusehen, wie sie sich am besten präsentieren. Da stellt es sich heraus, daß sie zwei Gruppen bilden, und zwar besteht die eine aus Wiedergaben von Kunstwerken, die andere aus Bildnissen von schaffenden Persönlichkeiten. Wenn ich die ganze Wahrheit sagen soll, ist eine Seite unvollständig; gerne hätte ich bei den Werken noch eine Abbildung aus dem Katalog der Genfer Gruppe Saint Luc et St-Maurice.

*

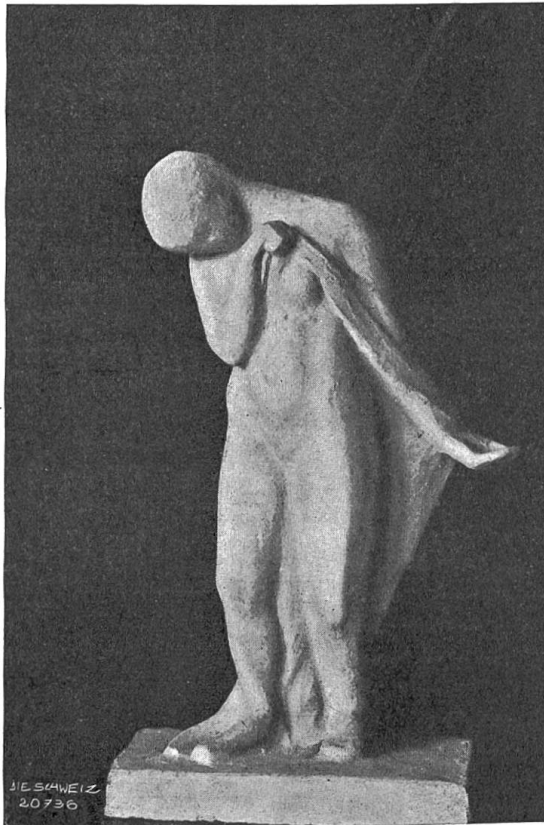
Zuerst die Werke künstlerischer Art. Es sind lauter Emailplatten von Alfred Sandoz, 16 Quai des Caux-Vives, Genf. Seit 1918 (s. „Die Schweiz“ Bd. XXII S. 33) hat er sich mit Macht entwickelt, bereichert, gekräftigt und ist in ein gedeihliches Stadium energischer Arbeit und Erzeugung eingetreten. Am liebsten würde ich sein Tun und Wesen, seine Werke und ihren Wert dadurch feststellen, daß ich zu schildern unternähme, wie er mir jüngst den Emailprozeß von A bis Z mit Wort und Tat erläutert und mitten im Experimentieren

auch nicht vergessen hat, mich mit ein paar bezeichnenden Aufschlüssen in die Geschichte seiner Technik und in ihre Verwendungsarten und Vorzüge einzuführen. Mich auch nachfühlen zu lassen, warum er von der Staffelei zum Email übergang und übergehen mußte. Insbesondere, diese Geschichten, so sehr sie mich aufklärten und ergöhten, sie nahmen vier geschlagene Stunden einer anstrengenden demonstratio ad oculos in Anspruch. Da ist gar nicht daran zu denken, sie nachzudichten, so sehr der Künstler über der Erläuterung seines Verfahrens erglühte und so bedrohlich nah mir die Glut seines Schmelzofens zeitweise entgegenhauchte. Nein, begnügen wir uns damit, die merkwürdigen Blätter behaglich abzuwandeln.

Auf den ersten Blick sehen wir, daß wir es

bei Sandoz mit drei verschiedenen Emailtechniken zu tun haben. Da ist einmal die Platte mit dem Laubwerk und darin den Papageien (S. 344). Diese üppige Flora und Fauna scheint aus dem Innern herauszuquellen und an der Oberfläche erst sich zu verfestigen. So ist es auch; nur geht die Sache auf diese Weise von statten: Aus dem Kupfer, dem Lieblingsmetall des Emailleurs, schürft der Künstler nach einer Vorzeichnung Tiefen aus; dahinein legt er die

zerpulverte Farbmasse und schiebt das Ganze in den Ofen; dort schmilzt sie, geht auf wie ein Röchlein und füllt die Höhlung; dadurch entsteht ein schönes Wechselspiel zwischen Metall und Füllung. Dies Verfahren heißt Champlevé. Auch sehen wir eine Art kräftig knospender Zwiebel (S. 346), in deren Seitenstücke und Blattvergabelungen andere Pflanzen hineinragen und das Hauptmotiv bereichernd stärken. Alle Linien sind von Gold glänzend. Es sind vergoldete Kupferleisten, in deren Figuralschluß das Email eingelassen wird und sowohl durch seinen Eigenwert als durch die Reize der Konturen wirkt. Das Verfahren heißt Cloisonné. Zwei



Ida Schær-Krause, Zürich.

„Armut“ (1920).

andere Blätter (S. 345/46) sind homogen beschaffen, sind Email im eigentlichsten Sinn, das Sandoz am liebsten pflegt. Alle drei Techniken sind von der hergebrachten industriellen ästhetisch weit entfernt, und selbst da, wo Berührungen vorliegen, geht durch die harmonischen, jedem Grelle, Schrillen, Gleißenden abholden Werke unseres Alfred Sandoz (und seiner Gattin und Gehilfin Sandoz-Augier) ein anderer Zug. Ein Zug einsichtsvoller Verliebtheit, ein Zug schwungvoller Phantastik, eine edle Wärme und Freiheit. Nach und nach wird er die Verwendbarkeit seiner Geschöpfe noch vermehren, und wo ist dann der Frauenlob, den es nicht verlangen müßte, seiner

*) Mit vier Bildnissen und vier Reproduktionen im Text.



Alfred Sandoz in seinem Atelier.

Angebeteten eine „Sandoz“-Nardenbüchse oder einen „Sandoz“-Zuwelenschrein als ersehnte Gabe darzubringen! Das Bewußtsein des Künstlers, es handle sich um die Erneuerung einer byzantinischen, einer mittelalterlichen Kunst für Zwecke und Sitten von heute und hier, und die Freiheit, die er sich trotz allem fränkischen Fühlen immer wahr, machen seine Schalen und Kästchen und Reliquiarien und Möbелеinlagen Welschen und Alemannen angenehm und brauchbar. Zurzeit*) stellt er sie in der Galerie Moos aus, eine schöne Schau; doch binnen kurzem wird der Schwarm nach der Ostschweiz ausfliegen. Der Schwarm; denn die durch Verkäufe entstandenen Lücken wird der Künstler aus seinem Vorrat und immer wieder aus seinem blühenden Erfindergeist und tüchtigen Fleiß ausfüllen können.

Nun das literarische Leben.

Es würde ja das Wahre sein zu melden, was in Vortragssälen und Theatern, in Zeitungen, Zeitschriften und Broschüren, im Liede der Geist der Zeit anregt, anstiftet, aushebt, und daraus das Bild des Augenblicks auszumalen. Aber da würde der Leser sich ins Endlose mißleitet finden, dem schon der heimatlische genius loci Unrast genug bereitet, und der Erzähler selbst würde sich an den Tag verlieren. Es bleibt schon so, er muß sich an die Konzentrationen des Denkens seiner Epoche halten, die nun einmal als Bücher entstehen und in die Welt gehen.

Nun ist schon mehrmals auf die Tatsache hingewiesen worden, daß sich in der Westschweiz die Debatte der Geistigen je länger je eindeutiger um das Problem des Traditionalismus bewegt, und zwar in seiner Zuspitzung auf das Re-

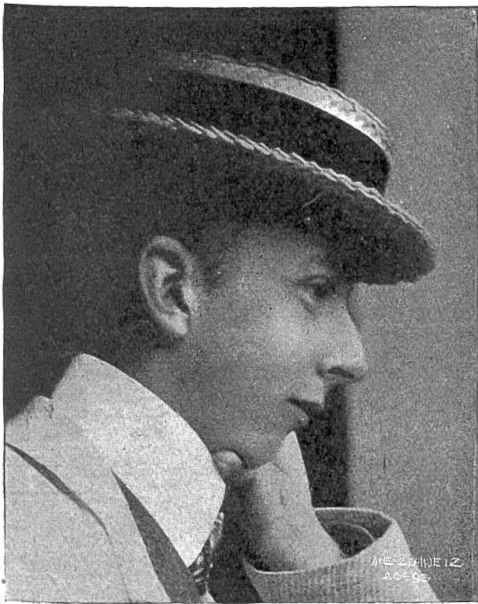
gionale und Religiöse. Diese Bewegung ist schon so weit vorgeschritten, daß ein Schisma, von dem man hierzulande vor zehn, zwölf Jahren noch sehr wenig spürte, Tatsache geworden ist, und daß die Parteien, jede in einer eigenen Zeitschrift, Posten bezogen haben. Die einen wollen die protestantisch-menschheitliche Ueberlieferung der Westschweiz wahren und entwickeln; sie scharen sich um die „Semaine littéraire“; ihre Autoren sind, in einiger Isolation, Robert de Traz, und, näher aneinander, Charly Clerc und Alexis François. Ihren Protestantismus mildert eben jener humane und liberale Geist. Ihr Ideal ist Ordnung in der Freiheit. Die andern verkünden das Evangelium der Urzeit; ihr Wunsch schweift zurück ins fromme Mittelalter, in die sinnliche Antike, und sie sind überzeugt, daß Gesellschaft nur

durch Unterordnung denkbar sei, daß der Radikalismus diesen Geist der Zucht aber anzehre, und daß man eine hierarchisch-ästhetische Religion brauche, um das Gleichgewicht in der Massenseele wieder herzustellen. Der es diesen Geistern trifft, ist schriftstellerisch Ramuz, dem sich Chavannes, Buendoz und einige jüngere anschließen; künstlerisch ist es Alexandre Cingria, dem wir Georges de Traz, Demole, François Baud, Fernand Bovv



Charly Clerc, Philologe, Kritiker, Poet.

*) Der „Welschlandbrief“ hat infolge Raummangels eine unliebsame Verspätung erfahren. † D. Red.



Gonzague de Reynold, Literaturhistoriker,
Professor an der Universität Bern.
(Liebhäberaufnahme aus dem Jahre 1912).

und eine ganze Schar neuerer Adepten beipflichten sehen. Ihr Kanaan sind die Mittelmeerländer hellenisch-slawisch-römischer Nationalität und christlichen Bilder- und Riten-glaubens, wie er im fünfzehnten Jahrhundert sich darstellte; doch schmücken sie dieses Gemälde mit Zügen aus der Antike und dem Barocken; sie sind also wesentlich rückwärtsgewandt, effektisch, romantisch. Und wie die Romantik, leitet auch ihre Erregtheit leicht in den Katholizismus, in dessen Kultus sie Macht und Pracht, das Labial ihrer begehrliehen Künstlerherzen, verwirklicht finden (Kreis der „Revue romande“).

Es kann nicht ausbleiben, daß zwischen diesen Gruppen sich einige von beiden unabhängige Geister zeigen, die dann freilich erfahren müssen, daß sie der Amoral oder Anarchie geziehen werden. Diese Vorwürfe sind auch schon erhoben worden. Einer dieser Selbständigen, dem das Leben ein Phänomen ist, durch das er, wie durch den Regenbogen ein Wanderer, einhergeht, ist René-Louis Bichaud. Und jetzt trifft es sich, daß wir von ihm, von Charly Clerc und dem Herrn des Gegenlagers, Gonzague de Reynold, je ein Buch zu besprechen haben.

Zuerst wollen wir just das letzte vornehmen. Reynold studiert „Charles Baudelaire“. Der Gegenstand hat ja gar nichts Schweizerisches an sich. Der Dandy mit dem Spleen, der heute revolutioniert und morgen knierutscht, ist eine wesentlich fremde und individuell verkommene Erscheinung (so sehr auch wir ihn als großen Poeten schätzen können). Aber siehe, auch unsere künstlerisch-literarische Jugend steht in hohem Grad unter seinem Bann. Insofern Baudelaire defärent ist, verurteilt ihn

de Reynold. Doch billigt er ihm mildernde Umstände zu: denn Baudelaire ist — so behauptet wenigstens de Reynold und versucht mit einer Last von Zitaten es zu beweisen — Aristokrat und Antifreigeist. Da haben wir den Zusammenhang mit der Gegenwart und unserer Westschweiz; de Reynold will mit einem Schlag zwar nicht tausend, aber doch eine ganze Schar von Verbindungen wecken. Im Grunde ist ihm Baudelaire eher gleichgültig, wenn nicht widerwärtig; er ist ihm aber willkommen, taktisch, seitdem er in ihm den Typus eines berühmten Künstlers besitzt oder ihn dazu hergerichtet hat, dem die Vernunftreligion und die Volksherrschaft gleich verächtlich sind, und der es — versteht ihn de Reynold recht — mit Geist und Schönheit sagt. Denn wie Cingria schmachtet de Reynold nach einer römisch-patrizischen Aera für uns Schweizer, und diesem Zwecke muß selbst Baudelaire, zugleich als abschreckendes und als einladendes Mittel, dienen. Wir können also die Untersuchung der Wissenschaftlichkeit seines Buches getrost den französischen Kritikern allein lassen. Im Grunde ist das Buch ja doch für uns geschrieben. Und, diese Aufdeckung des Sachverhalts als zutreffend vorausgesetzt: wir müssen ihm danken; denn, wie die Welschen sagen: Un homme averti en vaut deux, und seine Aufgabe hat de Reynold mit Geistesgegenwart und mit einer über seine bisherigen Arbeiten weit emporgediehenen Sprachkunst



René-Louis Bichaud.



Alfred Sandoz, Genf.

„Champlevé.“

erfüllt. Man darf es aussprechen: de Reynold ist ein redlicher Missionar; er sagt genau, was für eine Botschaft er uns verkünden will. Sein Verhalten hat dadurch eine unbestreitbare Ritterlichkeit. Insofern verwirklicht er auch schon sein Ideal, beweist aber zugleich, wie duldsam Demokratie und Protestantismus sind. Aber ... aber die Diskussion muß der Schilderung einer Tat von der Gegenseite weichen.

Das Zweifrontenbuch de Reynolds, sein „Charles Baudelaire“, krönt seine bisherigen historischen, kritischen und poetischen Werke. In einem Gedichtband „Les Chemins et les Demeures“ ersteigt Charly Clerc den Gipfel seines forschenden, leidenden und beseligten Erlebens. Die beiden Erscheinungen sind vollkommene Gegenstücke...

Aber ach, ich darf die Alineas dieser Widersprüche nicht aufstellen. Ihr Aufeinander würde bis in die Wolken hineinreichen. Clerc ist Forscher, Grübler, Entdecker; de Reynold Herr, Behaupter, Gesetzgeber. Clerc hat Andacht zur Fülle des rätselhaften Weltaseins, und im Gewoge der Geister empfindet er tiefstes Glück. Dennoch kommt er aus einem Land, aus einer Gesellschaftschicht, aus einem Geschlecht unserer welschen Schweiz, wo Autorität ihm in sein junges Wesen hineinschallte — also ein Hall, der sich mit dem Gebietertum de Reynolds am Ende doch berührt. Und so ist sein Trachten, und jetzt auch sein Dichten, ein Horchen in die Welt hinaus, ein Marconiapparat zum Sammeln der Funkenworte, und dann doch auch eine nach-

haltige Ehrfurcht vor seiner in ihm wirkenden Tradition, dem Protestantismus, worin Anbetung eines Höheren und persönliche Befundung miteinander wechseln. Ich glaube zu beobachten, daß Welschland die Verse Clercs mit einiger Enttäuschung hinnimmt. Es irrt; es hat eine edle Gabe erhalten. Diese Verse drücken sein Bestes aus; denn das Lauterste vom Bisherigen und das Reinste vom Neuen haben darin ihre Stätte und Formel, und die Stätte ist schlichte Schönheit und die Formel ermutigender Wohlklang. Wirklich, einige wesentliche Aspekte des Landes zwischen Chaumont, Salève und Pays d'en Haut, des Volkes darin und des in diesem Bezirke flutenden Lebens, sind mit klugem, zartem Symbol hervorgezaubert. Und wahrlich, wo würden wir die wesentlichen Züge der hier verbreiteten Geistigkeit treffender gekennzeichnet und feiner getönt finden? Ein Jubel durchjauchzt das Buch, der Jubel der Identität, in der sich der Dichter mit seiner Umgebung leiblich und geistig verwachsen fühlt. Dieser Jubel verdeckt manchmal ganz das Leid des Einzigen, als den sich Clerc in Stunden des Hangens, Bangens fühlt, und die dem Seelenkundigen sich deutlich genug kundgeben. Und so ist das Buch echt und voll und ein Anfaß zu festern Poemen, wie sie ja freilich die Menge der Gebildeten erwünscht, die in der welschen Schweiz noch mehr als gut unter der Fuchtel der französischen Klassik stehen. Uns ist gerade diese Weltluft im Lemanland eine Neuheit, eine Erquickung, eine Hoffnung.

Piachaud ist der Poet, der frei zwischen den Lagern steht. Soeben ist ein neuer Band des gelassen Fruchtbaren, des zynisch Frommen, des faustischen Mephistopheles erschienen. Mit einem ironischen Titel heißt er: „Les Jours se suivent“. Ich finde, Piachaud ist der realste und der idealste oder, deutscher, der sinnlichste und der hingebendste unter seinen Zeitgenossen hier. Dabei hat er Form, und was daselbe ist, ästhetisch: Mut. Und seine Form, sein Mut atmen die wahre Atmosphäre des Lyrischen: Notwendigkeit und Ironie. Piachaud steht unter einem Drang; dem Hang zum Weibe, dem Gehorsam bloßer Theorie (und wäre sie noch so sehr mit Märchen und Verheißungen verbrämt) gegenüber müde, hat er diese leibliche künstlerische Leidenschaft als zu Recht bestehend anerkannt, zuerst wild, in Siz und Saß (wie der junge Baudelaire), dann mit Macht und Sehnsucht (wie Baudelaire in spätern Zeiten). Und mit dem Erlebnis, der Erfahrung, der Einsicht ist ihm die Lust, seine Erkenntnis auszusprechen, dank der sich entfaltenden angeborenen Rhythmiß, gewachsen, und, ohne überflüssig nach links oder rechts zu schauen, ist ihm eine Ausdrucksweise eigen geworden, wo das sachgesättigte Wort immer auch mit Ironie innerlichst durchseht ist. Dieser jezt harsche, jezt weiche, jezt frevle, jezt matte Spleen, der geistig auch in der seelischen und körperlichen Erschöpfung straff bleibt, erhält außer dem, daß er so schon höchst persönlich ist, noch dadurch eine besondere Note, daß er den Genferten der Puritaner als erledigt abweist, daß er aber das Gepränge des alt-neuen Dienstes nicht minder unnütz findet. Er will Freiherr bleiben, was immer das Außenschicksal bringe, und so enthüllt

sich denn doch noch ein richtiges Stadtmerkmal: die Freiheit als wichtigeres Element denn jedes Bekenntnis. Nicht so sehr die, wie Piachaud glaubt, einigermaßen chimärische Konstitutionelle, sondern die innerliche sittliche Freiheit des Poeten. Zwischen Rom und Calvin, zwischen Staat und Anarchie die künstlerische Unabhängigkeit im Erdenwallen, das ist A und O im Buche Piachauds. Es enthält, im Gegensatz zu den schweifenderen Sätzen und losern Strophen Clercs, aber auch im Widerspruch zu dem Idol der Pedanten, der Klassik Ludwigs des Vierzehnten, Gedichte voll gespannter und beherrschter Fülle, voll Dialektik und Real-mysterium. Es ist ein Ereignis in unserm welschen Geistesleben, und so nur in der Schweiz möglich, obschon es die feinsten Vorzüge Frankreichs mitbesitzt. Ich muß es sagen, ich freue mich dieses Pionierpoeten, ob mir auch manchmal vor seiner Drahtik graut. Aber ich weiß, und fühle es seit Hodler, wie wertvoll wahres Grauen ist, in welche Herrlichkeit es sich mächtig wandelt. Das Maximum dieses Grauenhaft-Schönen ist das Gedicht „Mère“.

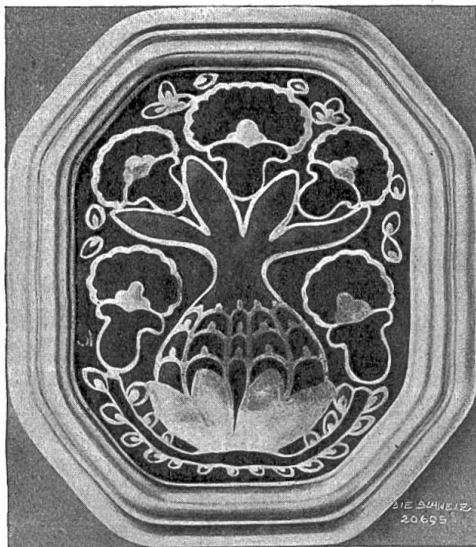
*

Die zwischen den Lagern hin und her und daher auch bei den Unabhängigen, seien sie nun Trapper oder Dandies, waltende geheime oder deutliche Spannung ist also das Merkmal der Artisten und Intellektuellen Lemaniens. Ueberallhin zuckt ein Schein des aufsteigenden Gewitters. Sogar in dem friedlichsten Druck, der sich denken läßt, in den „Mélanges Bernard Bouvier“, wuchtet's. So in dem Kapitel „Sur la Conversion de Verlaine“ von Jean-B. Bouvier. Im übrigen sind diese



Alfred Sandoz, Genf.

Ritt zur Jagd. Emailgemälde.



A. Sandoz, Genf.

„Cloisonné.“

„Mélanges“ harmonisch, wie eine Festschrift sein soll. Kollegen, Freunde, Schüler haben sie dem Gelehrten und Lehrer aus Anlaß eines Jubiläums dargebracht. Der Kenner französischer Literatur- und Sprachgeschichte kann in dieser Ehrengabe eine reiche Ernte halten.

* * *

Gerne würden wir wieder in der Kunst gemündet sein und von der Künstlergruppe „Saint Luc et Saint Maurice“, einer Schöpfung Cingrias für den Zweck de Reynolds, gesprochen haben. Noch fehlen uns die Bilder und schon der Raum. Doch vergessen sollen sie nicht sein; denn ihr Schaffen ist anschaulich und ihr Sinnen sonderbar. Wie sollten Anschaulich und Sonderbar nicht zum Reden reizen?

□ □

Schweizer-Bücher und Bücher von Schweizern.

Hermann Hiltbrunner. Das Fundament. Eine Dichtung. Erlenbach-Zürich, Verlag von Eugen Kentsch, 1921.

Von Hermann Hiltbrunner sind bis jetzt einige Gedichte durch den Druck bekannt geworden, daneben Erörterungen dichterischer Dinge: Rhythmus, Bild und Sprache, Musik, zyklische Ordnung des Gedichts. Nun legt er in vier zu einem Bande vereinigten Gedichtfolgen weiteres Zeugnis von seinem Willen und Können ab.

Das Erlebnis so und so vieler, denen Kunst und Leben gleicherweise Problem waren und denen erst die verstehende Liebe einer Frau den Grund zu geben schien, von dem aus sie ihr Wesen zu finden und auszuschöpfen vermöchten, wurde früher einmal, aus dem dankbaren Gefühl für das Tatsächlich-Zuständliche, so verdichtet:

„Tropfdest Mäßigung dem heißen Blute,
Nichtetest den irren wilden Lauf,
Und in deinen Engelsarmen ruhte
Die zerstörte Brust sich wieder auf.“

Daß solcher Grund gefunden sei, auf dem das künftige Lebenswerk fuße, und von dem aus seine eigene menschliche Vollendung heranreife, wollte wohl Hermann Hiltbrunner mit dem für ein Gedichtbuch ungewöhnlichen Titel andeuten.

Die ersten sieben Gedichte, geführt von dem Namen Elisabeth, stellen des von der Geliebten Empfangenden Verhältnis fest zur Idee, dem sein Vollendungs-Streben zudrängt. Dieses Verhältnis hat verpflichtenden Charakter; Liebesgedichte im landläufigen Sinn bietet die Sammlung nicht. Die Einheit von Seele und Leib schenkende, die Klärung der ehemals irr flackernden Seele und den „Beginn göttlicher Vollendung“ versprechende Natur der Verbindung erweckt aus sich selber

im Gemüt Vorstellungen, wie die von der Prädestination:

„Bevor die Welt dein Bildnis mir enthüllte,
Hast du in mir gelebt“

im Zusammenklang mit den übrigen Akzenten der platonisch-erotischen Dämonie. Man wünschte wohl an mehreren Stellen die Hiltbrunnersche Verlautbarung, nach der sinnlichen wie nach der übersinnlichen Seite hin, voller vom Erlebnis geschwellt. Zudem ist die, offenbar angestrebte äußerste Komprimierung des Seelenstoffes, trotz der in richtiger Erwägung durchgehaltenen Kürze der Gedichte, keineswegs immer gelungen. Gotisches Sehnen:



A. Sandoz, Genf.

Hl. Jungfrau mit Kind.